

Im falschen Körper geboren – warum es so schwierig ist, dies festzustellen

Schätzungsweise ein bis zwei Prozent der Bevölkerung fühlen sich in ihrem Geschlecht nicht wohl. Wie diese Gefühle entstehen können und wie Fachleute heute Jugendlichen begegnen, die ihr Geschlecht verändern möchten.

Eveline Geiser

Im falschen Körper geboren: Einige Menschen spüren dies bereits in der Kindheit.

Das Thema «Geschlechtsanpassungen» bewegt die Öffentlichkeit. In der englischen Klinik Tavistock sollen Jugendliche zu Geschlechtsanpassungen gedrängt worden sein. Wie entsteht eigentlich das Gefühl, im falschen Körper geboren worden zu sein? Und müssen wir befürchten, das Jugendliche bald aufgrund einer «Modeerscheinung» ihr Geschlecht ändern?

Die Psychiaterin Dagmar Pauli, die Chefärztin an der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich, gibt Entwarnung: «Es gibt durchaus Jugendliche, die im Rahmen einer Identitätskrise auch plötzlich mit dem Gedanken spielen, im falschen Geschlecht geboren worden zu sein. Doch meist verflüchtigt sich diese Idee im Laufe der Abklärung.» Pauli sieht die Herausforderung bei der Beratung von Kindern und Jugendlichen eher darin, dass sich das gefühlte Geschlecht eines Kindes oder Jugendlichen im Laufe der Entwicklung wieder ändern kann.

Die Geschlechtsidentität ist nicht beobachtbar

Das gefühlte Geschlecht – in der Fachwelt auch «Geschlechtsidentität» genannt – bezeichnet das subjektive Erleben des eigenen Geschlechts. Fallen das gefühlte und das biologische Geschlecht auseinander, so spricht man von einer Geschlechtsinkongruenz.

Sie betrifft nur wenige Menschen in unserer Gesellschaft. Für die grosse Mehrheit stimmen das gefühlte und das biologische Geschlecht überein – es wird als untrennbar, ja gar als identisch wahrgenommen. Für gut 98 Prozent der Bevölkerung ist die Identität als Mann oder Frau also selbstverständlich – schon von Kindesbeinen an.

Eine Geschlechtsinkongruenz ist von aussen nicht sichtbar. Nur das Kind, der Jugendliche weiss, wie er oder sie sich fühlt. Auch kein psychologischer Test kann die Geschlechtsidentität fassen. Das fordert nicht nur das Umfeld der Kinder, ihre Eltern und Freunde heraus. Auch Ärzte und Psychologen müssen genau nachfragen: Was meint der Jugendliche damit? Wie ausgeprägt ist die wahrgenommene Differenz? Wie sehr leidet das Kind? Wie sehr könnte es in Zukunft leiden?

Entwicklung der Identität bis nach der Pubertät

Wie sich die Geschlechtsidentität entwickelt, darüber tappt die Fachwelt noch im Dunkeln. Klar ist, die Gene beeinflussen nicht nur die Ausbildung der Geschlechtsorgane, sondern möglicherweise auch das Gehirn und damit die Entwicklung der Geschlechtsidentität.

Dass die Gene eine Rolle spielen, das zeigt die Zwillingsforschung. Denn fühlen sich beide Zwillinge im falschen Geschlecht geboren, so sind es statistisch gesehen eher eineiige als zweieiige Zwillinge. Gleichzeitig zeigen dieselben Studien: Die genetische Veranlagung allein

ist nicht ausschlaggebend. Auch bei eineiigen Zwillingen mit identischer genetischer Ausstattung fühlt sich oft nur einer der Zwillinge im falschen Geschlecht geboren.

Wissenschaftler untersuchen derzeit noch weitere biologische Ursachen von Geschlechtsinkongruenz: Hormonaktive Substanzen könnten die Hirnentwicklung beeinflussen. So berichteten Forscher, dass Buben, deren Mütter während der Schwangerschaft synthetische Östrogene zu sich nahmen, im Erwachsenenalter häufiger als Frauen lebten. Nicht auszuschliessen ist, dass weitere Substanzen die Geschlechtsidentität beeinflussen. Denn vielen Stoffen in unserer Umwelt wird ein Einfluss auf die Hormone im menschlichen Körper nachgesagt.

Kein Wunsch, sondern eine Tatsache

Wer sich im falschen Geschlecht geboren fühlt, für den ist die Frage nach den Ursachen hinfällig. Er oder sie muss herausfinden, wie er, sie mit dieser Wahrnehmung umgehen will.

Für Jugendliche ist dies besonders schwierig – sie stehen ja noch am Anfang ihrer gesamten Identitätsentwicklung. Zwar bleibt die Geschlechtsinkongruenz – statistisch gesehen – eher bestehen, wenn sie in der frühen Kindheit und eindeutig wahrgenommen wird. Doch Ausnahmen gibt es.

Es gibt sie, die klareren Fälle. Dann ist der Wunsch, dem anderen Geschlecht anzugehören, eigentlich gar kein Wunsch. Die Geschlechtsidentität ist für das Kind eine Tatsache. Beispielsweise berichten Eltern, ihre Tochter habe schon früh gesagt: «Wann wächst endlich mein <Schnäbeli>, ich bin doch ein Bub?»

Fälle wie diese seien aber die Minderheit, sagt die Psychiaterin Pauli, die die Sprechstunde für Geschlechtsinkongruenz an der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich leitet. Erstens seien die Aussagen der Kinder nicht immer so eindeutig. Zweitens kämen gerade Transbuben selten vor der Pubertät in ihre Sprechstunde. Denn der «Tomboy», das wilde Mädchen, ist in unserer Gesellschaft mittlerweile gut akzeptiert. Das wird für die Mädchen oft erst in der Pubertät – wenn sich der Körper verändert und Brüste wachsen – spürbar, dass die eigene Wahrnehmung nicht mit dem Körper übereinstimmt.

Kommen jüngere Kinder in die Sprechstunde, so sind es meist Transmädchen. «Ein David in Mädchenkleidern – das geht in heutigen Kindergärten meist nicht», sagt die Psychiaterin. Hier zeigt sich ein Faktor, der die Entwicklung der Geschlechtsidentität beeinflusst: die sozialen Erwartungen.

Kinder lernen typische Verhaltensweisen

Kinder lernen von Geburt an, ihr Umfeld in weiblich und männlich zu unterteilen. Das beginnt damit, dass schon Säuglinge männliche von weiblichen Stimmen unterscheiden. Spätestens mit 5 bis 6 Jahren können Kinder ganz selbstverständlich sagen, was in ihrem Umfeld ein typisch mädchenhaftes oder ein typisch knabenhaftes Verhalten ist: die rosa Kleidung und das Puppenspiel bei den Mädchen beispielsweise.

Das Wissen um typisches Verhalten von Mädchen und Buben erwerben auch Kinder, die sich im falschen Geschlecht geboren fühlen. Doch anders als die meisten Kinder verhalten sie sich oft nicht gemäss diesen Stereotypen – wenn man sie lässt.

Ab welchem Alter das Kleinkind beginnt, sich selber als Bub oder Mädchen zu sehen, das ist im Einzelfall sehr unterschiedlich. Und auch wenn sich ein Knabe als Bub bezeichnet, so verkleidet er sich noch gerne als Fee oder lackiert sich wie die Mutter die Nägel. Befremdete Blicke der Nachbarn stören ihn nicht. Doch spätestens im Kindergarten ist meistens Schluss mit «cross-dressing».

Im Kindergartenalter wollen sich die meisten Buben nur noch knabenhaft kleiden und finden die Farbe Rosa zu mädchenhaft. Ob der kleine Bub das Verhalten der älteren Jungs imitiert oder bemerkt, dass er als Knabe mit Kleid Befremden auslöst, ist unklar. Definieren können diese psychischen Mechanismen und erlernten Verhaltensweise die Geschlechtsidentität aber nicht. Das beweist schon die Tatsache, dass es Geschlechtsinkongruenz bei Kindern überhaupt gibt.

Die Jugendlichen in ihrer Wahrnehmung ernst nehmen

Auch wenn sich die Geschlechtsidentität bis zum Erwachsenenalter noch ändern kann, warnen Fachleute davor, das Erleben der Kinder und Jugendlichen als Ausdruck «einer Phase» abtun. Die Wahrnehmung der Kinder oder Jugendlichen sollte ernst genommen werden und sie sollten «ausgangsoffen» darin unterstützt werden, den für sie richtigen Weg zu finden, betont die Psychiaterin Pauli.

Auch die 2020 vom deutschen Ethikrat ausgearbeitete Stellungnahme zum Umgang mit Geschlechtsinkongruenz bei Kindern und Jugendlichen sieht diese Haltung vor. Die Kinder und Jugendlichen sollen in jedem Fall ein Mitspracherecht haben, wenn es um ihr Geschlecht geht.

Zu beurteilen, ob die Selbstwahrnehmung des Kindes oder des Jugendlichen auch in Zukunft bestehen bleiben könnte, das ist die schwierige Aufgabe der Ärzte und Psychologen. Die Vor- und Nachteile einer Behandlung müssen abgewogen werden. Gemeint sind hormonelle Behandlungen. Chirurgische Eingriffe sind heutzutage bei einer Geschlechtsanpassung nicht mehr zwingend. Bei Jugendlichen stehen diese ohnehin nicht im Vordergrund.

Wie viele Jugendliche eine Hormonbehandlung in Zukunft bereuen werden, lässt sich heute noch nicht sagen. Doch laut einer holländischen Studie, die Transfrauen und Transmänner 25 Jahre nach einer operativen Geschlechtsanpassung befragte, bereuten nur 0,3 Prozent der Transfrauen und 0,1 Prozent der Transmänner die Operation. Aus statistischer Sicht waren die Eingriffe also schon damals ausserordentlich erfolgreich.